

65
APRIL 1962
60 Pf.

MOZAIK

VON
HANNES
Hegen

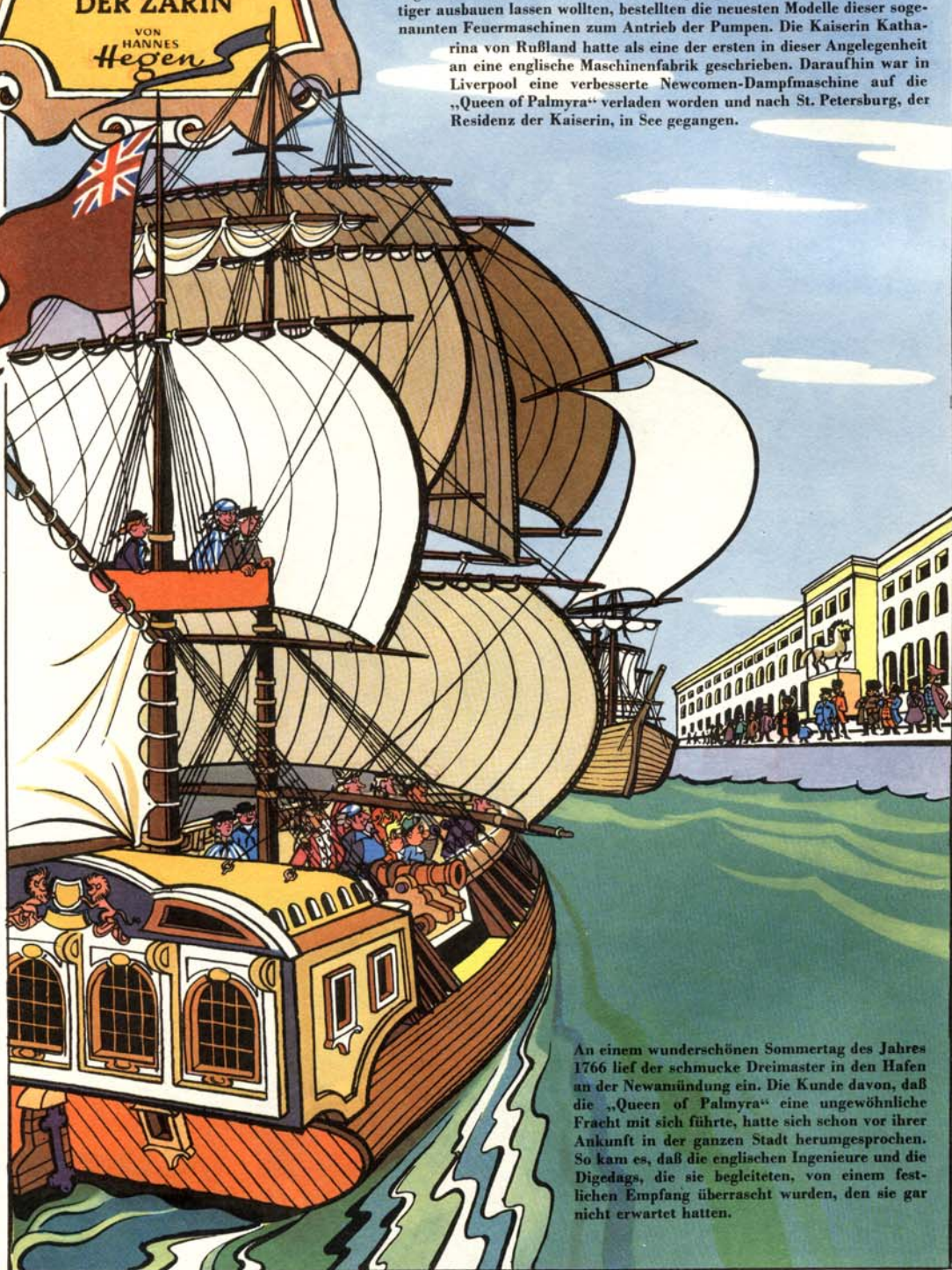


**ALS
KURIERE
DER ZARIN**

DIG UND DAG ALS KURIERE DER ZARIN

VON
HANNES
Hegen

Newcomens neue Dampfmaschine hatte die englischen Maschinenbauer mit einem Schlage in der ganzen Welt berühmt gemacht. Denn überall dort, wo Bergbau betrieben wurde, verlangte man nach den eisernen Giganten, die allein imstande waren, die immer tiefer ins Erdinnere vordringenden Schächte zu entwässern. Aber nicht allein die Grubenbesitzer gehörten zu der Kundschaft der englischen Ingenieure. Auch die Fürsten, die ihre Springbrunnenanlagen noch prächtiger ausbauen lassen wollten, bestellten die neuesten Modelle dieser sogenannten Feuermaschinen zum Antrieb der Pumpen. Die Kaiserin Katharina von Rußland hatte als eine der ersten in dieser Angelegenheit an eine englische Maschinenfabrik geschrieben. Daraufhin war in Liverpool eine verbesserte Newcomen-Dampfmaschine auf die „Queen of Palmyra“ verladen worden und nach St. Petersburg, der Residenz der Kaiserin, in See gegangen.



An einem wunderschönen Sommertag des Jahres 1766 lief der schmucke Dreimaster in den Hafen an der Newamündung ein. Die Kunde davon, daß die „Queen of Palmyra“ eine ungewöhnliche Fracht mit sich führte, hatte sich schon vor ihrer Ankunft in der ganzen Stadt herumgesprochen. So kam es, daß die englischen Ingenieure und die Digidags, die sie begleiteten, von einem festlichen Empfang überrast wurden, den sie gar nicht erwartet hatten.



Eine Batterie am Ufer feuerte Salutschüsse ab. „Wir dürfen uns nicht lumpen lassen“, sagte Dag. „Wir müssen diesen Gruß erwidern.“



Auf der einzigen an Deck befindlichen Kanone hockte, seelenruhig eine Pfeife rauchend, der alte Matrose Tim Tonk. „Hilf uns die Kanone klarmachen, Tim! Wir müssen einen Begrüßungsschuß abgeben.“ Tim Tonk grinste. „Ohne Pulver? Diese Kanone hat schon Anno 1657 unter Admiral Blake den letzten Schuß getan und steht-seitdem nur zur Zierde hier.“



„Unser Schiff ist doch kein Museum!“ — „Wenn wir kein Pulver haben, werden wir die Leute mit einem Feuerwerk erfreuen, wie sie es lange nicht mehr gesehen haben.“



Die Digidags eilten in einen Abstellraum, in dem das Öl für die Lampen, allerlei Putzmittel und Schmierfette aufbewahrt wurden. „All dieses Zeug ist doch brennbar. Wenn wir das miteinander vermischen, machen wir damit das schönste Feuerwerk.“ — „Aber es ist sehr gefährlich“, gab Dig zu bedenken.



„Ach was, nicht gefährlicher als eine Pulverladung“, beruhigte ihn Dag. „Also dann hinein mit der Ankerklüssenschmiere!“ — „Und hinein mit dem Topplaternenpetroleum!“ Tim Tonk verfolgte die Vorbereitung mit Staunen.



Dig hatte ein Tauende in feinstes Kompaßnadelöl getaucht und daraus eine Zündschnur verfertigt. „Gib mir mal deine Pfeife“, sagte Dag zu Tim Tonk.

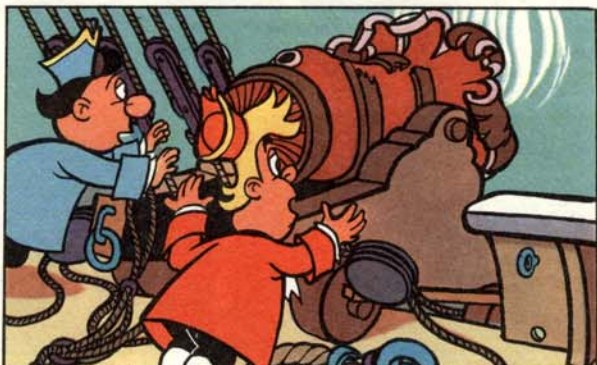


Dag entzündete die Zündschnur mit dem glimmenden Matrosenknaster in Tim Tonks Nasenwärmer. Überraschend schnell brannte das Tauende ab, und gleich darauf schoß eine meterlange

Flamme, so bunt wie ein Regenbogen, aus dem Maul der Kanone. Wie blaue Blitze verpufften ein halbes Dutzend Gaspatronen zur Vertilgung von Schiffsholzwürmern in der Luft.



Leider hatten die Digidags nicht bedacht, welche schrecklichen Auswirkungen die Hitze der verschmoredenen Öle auf das bronzene Kanonenrohr haben könnte.



„Heiliges Kanonenrohr, Admiral Blakes alte Kugelspritze zerschmilzt uns ja wie Butter in der Sonne!“ — „Los, Dig, schnell ins Wasser mit dem komischen Museumsstück!“ In der Kanone fauchte und brodelte es.



Laut zischend plumpste sie unmittelbar darauf in das nasse Element. Eine Dampfwolke, schneeweiß und kugelförmig, stieg langsam auf in den strahlend blauen Sommerhimmel.



Tim Tonk stieß einen siebenzölligen Seemannsfluch aus, als er ans Gangspill mußte, um die Kanone wieder aus dem Wasser zu hieven. „Ihr seid mir vielleicht Feuerwerker, ihr Klabautermänner!“



„Der Kapitän wird schön toben, wenn er sieht, wie ihr das Erinnerungstück an seinen Urgroßvater, der noch bei Teneriffa mitgekämpft hat, zugerichtet habt“, knurrte Tim Tonk verdrößlich. Zum Glück für die Digidags kam es aber nicht soweit.

Inzwischen hatte nämlich die „Queen of Palmyra“ am Kai festgemacht. Kaum war die Laufplanke ausgelegt, da stürmten schon einige russische Offiziere an Deck und riefen: „Wer hat das Feuerwerk abgebrannt? Wer kam auf den prächtigen Einfall?“



Die Digidags waren zu bescheiden, um sich selbst zu melden. Aber Tim Tonk wies mit seiner Stummelpfeife auf sie und sagte: „Die waren es.“ Die Offiziere staunten. „Ihr Teufelskerle! Wie habt ihr das gemacht?“

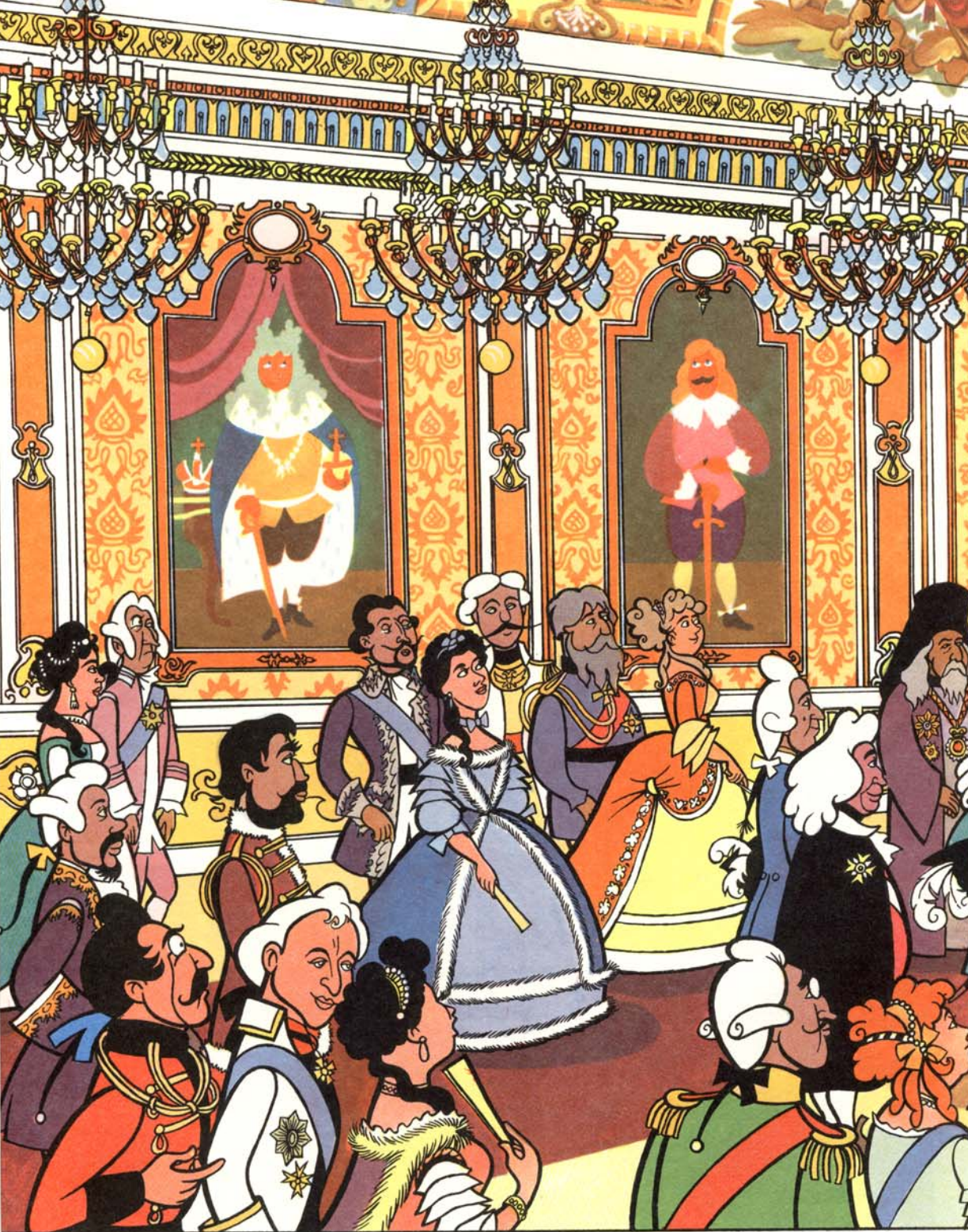


„Wir haben die Mischung eigens für das Volk von St. Petersburg und Ihre Majestät die Kaiserin erfunden“, sagte Dig. Dafür bekam er einen Kuß.



Als eigentliche Belohnung aber durften sie mit auf den großen Empfang kommen, den die Kaiserin zu Ehren der englischen In-

genieure in dem Petersburger Zarenschloß, dem Winterpalast, abhalten wollte. Alle begaben sich sogleich freudig dorthin.



Die Kaiserin erwartete ihre Gäste aus England im Thronsaal. Selbst die Digidags, die schon in so vielen Schlössern ein und aus gegangen waren, staunten über die Herrlichkeiten, die sich ihren Blicken darboten. Überall glänzte es von edlen Metallen und Steinen; das waren die Schätze aus den sagenhaft reichen

Bergen des Ural. Der Schein der Lichter spiegelte sich auf fremdartigen Hölzern; das waren die Reichtümer aus den Wundergärten des Kaukasus. Und über allem schwebte ein lieblicher Duft wie ein Hauch aus den Rosengärten von Samarkand. Die Kaiserin lächelte huldvoll und hieß die Ankömmlinge näher-



treten. Die Ingenieure verneigten sich tief vor ihr, wie es die Sitte des Hofes erforderte. „Wir sind beglückt über den Empfang, den Euer Majestät uns bereitet haben“, sagte Mr. Potter, der älteste der Ingenieure. Dann sprach er längere Zeit über die Dampfmaschine, die er abzuliefern hatte. Die Kaiserin dankte

ihm und sagte: „Ich habe noch etwas Besonderes für Euch. Ich bitte Euch, dort an jenen Tisch zu treten, auf dem die Pläne zu einer Maschine liegen, die einer meiner Untertanen im fernen Sibirien erfunden hat. Ihr sollt nun diese Pläne prüfen und Euer aufrichtiges Urteil darüber abgeben.“



Die Ingenieure warfen einen Blick auf die Pläne und staunten. Das war ja eine Dampfmaschine! Und noch dazu eine besonders große und mit viel Überlegung konstruierte, wie sich schon jetzt erkennen ließ. „Majestät beliebt anzuzeigen, daß einer Eurer Untertanen diese Maschine konstruiert hat?“ rief Mr. Potter mit ungläubigem Staunen. Die Kaiserin neigte bejahend ihr Haupt. „Ihr habt richtig vernommen. Die Zeichnungen tragen den Namen des Schichtmeisters Palsunow aus Barnaul. Nach seinen Angaben ist sie dazu bestimmt, die Gebläse an den Schmelzöfen jener Silbergrube anzutreiben, in der er arbeitet.“ Mr. Potter und die übrigen Ingenieure beugten sich wieder über die Pläne. Auch die Digidags schauten neugierig hinein und warteten gespannt auf das abschließende Urteil der Fachleute.

„Wir haben an dieser Maschine nichts auszusetzen“, verkündete Mr. Potter schließlich. „Bis auf einige Verbesserungen, die wir in England auf Grund unserer längeren Erfahrung entwickelt haben, kann sie sich durchaus neben unseren neuesten Modellen sehen lassen. Dieser Schichtmeister Palsunow verdient unbedingt gefördert zu werden.“ Die Kaiserin bekundete wiederum ihre Zustimmung. „Das meine ich auch. Ich wollte nur noch Euer Urteil abwarten.“ Dann verkündete sie feierlich: „Wir ernennen hiermit den Schichtmeister Palsunow zum Ingenieur-Kapitän. Außerdem erhält er eine Belohnung von vierhundert Goldrubeln. Ein Sonderkurier soll ihm die Ernennungsurkunde und das Geld überbringen.“ — „Dürfen wir ihn begleiten?“ fragte Dig. — „Ich habe nichts dagegen“, sagte die Kaiserin lächelnd.

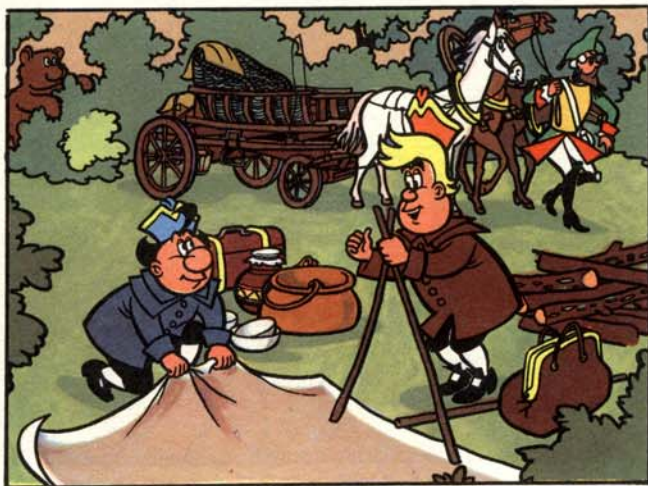


Die Troika des Sonderkuriers Pjotr Alexejewitsch rollte in schneller Fahrt durch die weiten Ebenen und Wälder seinem

fernen Ziele zu. Obwohl sie nirgends lange rasteten und die Pferde oft wechselten, waren sie schon wochenlang unterwegs.



„Es ist nicht mehr lange bis Sonnenuntergang, Pjotr. Ich glaube, wir müssen diesmal hier im Walde übernachten. Das nächste Dorf ist noch weit.“



Also machten sie halt. „Es ist ja nicht das erste Mal, daß wir so im Freien kampieren müssen. Pjotr hat zwar immer Angst vor wilden Tieren, aber bis jetzt sind uns nur Marder und Iltisse über den Weg gelaufen.“



Während sich die Digidags um das Abendessen kümmerten, nahm Pjotr Alexejewitsch seine Balalaika zur Hand und sang ein wehmütiges Lied von einem schönen Mädchen, das er am

Ufer der Wolga zurückgelassen hatte. So bemerkten sie nicht, daß sich ein ungebetener Gast an ihrem Wagen zu schaffen machte. Auch die Pferde witterten nichts, weil sie gegen den Wind standen.



Der Bär war ein schlauer Bursche. Er wußte, daß es bei den Menschen immer etwas Besonderes zu naschen gab, denn er hatte schon manchem Reisenden die Wegzehrung vom Wagen stibitzt.



Unglücklicherweise geriet ihm die Tasche des Kuriers unter die Pranken. Meister Petz hielt sie für das Versteck eines ausgesuchten Leckerbissens und kratzte an ihr herum.



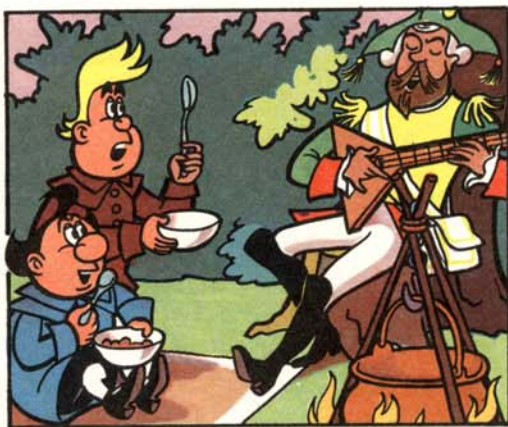
Mit seinen scharfen Krallen riß er ein großes Loch in das Leder. Klirrend rasselten die Goldrubel daraus hervor und kollerten zwischen die übrigen Gepäckstücke. Ärgerlich gab der Bär der Tasche einen Klaps.



Als er sich trollte, mochte er denken: „Was doch die Menschen für unsinniges Zeug mit sich schleppen! Wozu brauchen sie wohl diese gelben runden Dinger?“



Die Digidags hatten das laute Rumoren nicht gehört, denn Pjotr klagte sehnsuchtsvoll in die milde Abendluft: „Leb wohl, du schöne Wolga, und grüß mir meine Olga! Die Olga mit dem schwarzen Haar, die ist so zart, so wunderbar — so zaart, so wunderbaaaaar!“



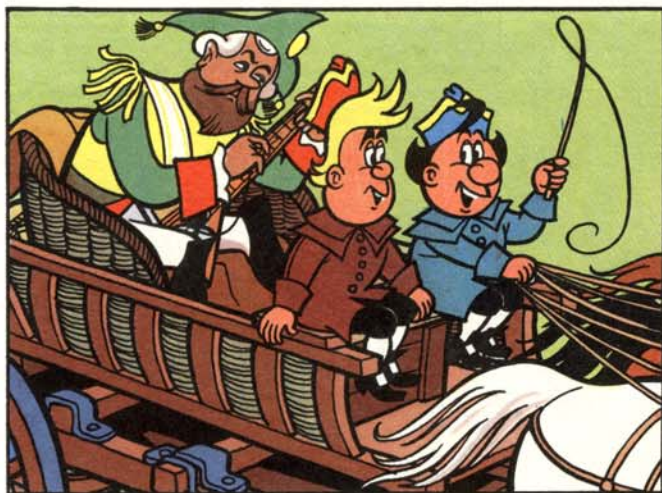
Als er zu der Strophe kam, wo es heißt: „Morgen fährt mein Kahn ins ferne Astrachan — schwarze Minka mein, es muß geschieden sein!“ ermahnten ihn die Digidags: „Vergiß das Essen nicht, Pjotr. Morgen liegt ein langer Weg vor uns.“



Sie hatten eine ruhige Nacht. Kein Bär, kein Wolf kam und störte ihren Schlummer. Als die Morgensonne rot zwischen den Stämmen hervorleuchtete, waren die Digidags schon wach. Sie rüttelten Pjotr am Arm: „Aufwachen, du müder Sänger! Wir müssen uns auf den Weg machen!“



Pjotr langte sich die Balalaika von dem Ast, wo sie die Nacht über gehangen hatte, und stellte bestürzt fest: „Es sind ja alle Saiten kaputt! Seid ihr das etwa gewesen?“ — „Wo denkst du hin, Pjotr!“ verwahrte sich Dig.



Zum Glück hatte sich Pjotr vor der Abreise mit einem Satz Reservesaiten versehen, so daß er den Schaden rasch wieder beheben konnte. Dig knallte mit der Peitsche und rief: „Bist du fertig, Pjotr? Dann sing uns eins!“



Und Pjotr sang mit Gefühl: „Kehr ich heim von Astrachan einst im roten Sarafan, wartet meiner an der Wolga meine kleine schwarze Olga!“



„Aber ach, o weh, o Schmerz — auahuuuu!“ jaulte Pjotr plötzlich. „Gestern Abend hast du aber viel schöner gesungen“, sagte Dig. Er hatte noch nicht gesehen, was hinter seinem Rücken passiert war.

Das war aber auch kaum zu glauben. Ein Specht hatte sich die Balalaika als Nisthöhle ausersehen. Offenbar wollte er ein Ei legen und fühlte sich durch Pjotrs Geklimper empfindlich in seiner Ruhe gestört. Er verteidigte sein neues Heim mit Schnabelhieben.



Pjotr sah ein, daß er diesen Untermieter so leicht nicht loswerden würde. Außerdem war das Instrument ohne Saiten nutzlos. „Ade nun, Saitenspiel und Sang, mir schlägt das Herz so schwer und bang...“

„... ade, du breiter Wolgafluß — dir, Olga, meinen letzten Gruß!“ — „Sei bitte so gut, Pjotr, und laß die traurigen Lieder. Kannst du nichts Lustigeres?“ Aber Pjotr war nicht danach zumute, besonders als er sich umwandte und sah, wie übermütig sich der Specht gebärdete.



Gegen Mittag erreichten sie endlich das Dorf, das jenseits des großen Waldes lag. „Hier werden wir gleich die Herberge auf-

suchen und uns ein richtiges Mittagessen geben lassen. Die am Lagerfeuer gerösteten Hapen haben wir doch alle satt.“



Die Herberge machte einen zwar bescheidenen, aber sauberen Eindruck. Der Wirt behandelte Pjotr wie eine hochgestellte Persönlichkeit. „Darf ich Euer Wohlgeboren das Gepäck ins Haus tragen?“ — „Bemüht Euch nicht. Das mache ich selber.“



„Um Himmels willen — mich trifft der Schlag!“ — „Was ist denn los?“ — „Die Tasche! Sie hat ein Loch und ist leer!“



„Das können nur Räuber gewesen sein!“ — „Und wir haben geschlafen wie die Murmeltiere und haben nichts gemerkt! Wie leichtsinnig! Wir hätten das Gold Tag und Nacht nicht aus den Augen lassen dürfen!“



„Das Leder ist mit Gewalt zerrissen worden“, stellte der Wirt fest. Pjotr kramte verzweifelt im Wagen herum, in der Hoffnung, noch ein paar Rubel zu finden.



Aber vergebens. Der Boden des Wagens war wie leergefegt. „Das Dorf gehört doch einem Grafen. Ich will ihm das sofort melden!“ Der Wirt zog Pjotr ins Haus.

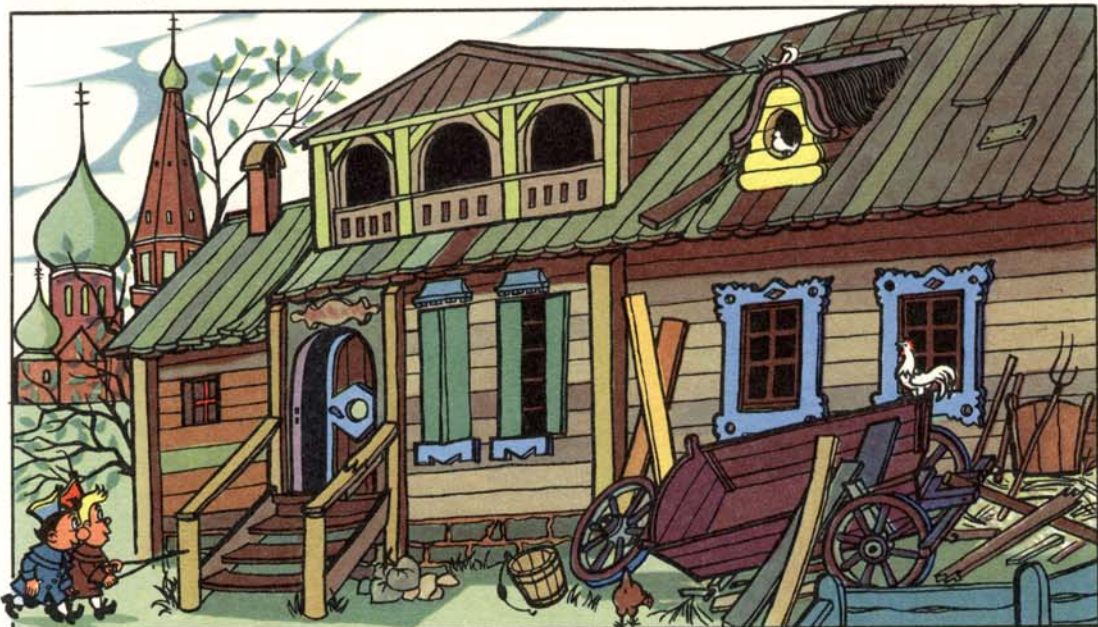


„Der Graf ist ein abergläubischer alter Trottel. Er würde Euch mit einem wundertätigen Amulett und einem frommen Trostspruch wieder fortschicken.“ — „Aber er muß mir doch die Räuber fassen helfen! Ohne das Geld darf ich doch nicht nach Barnaul kommen!“ — „Ist er sehr abergläubisch, der Graf?“ erkundigte sich Dig auffallend lebhaft.



„Und wie! Er fürchtet sich vor Spuk, redet nur von Feen, Kobolden und Hexen und glaubt jeden Hokuspokus. Aber wozu willst du das wissen?“ — „Wir lassen uns das gestohlene Geld von ihm ersetzen.“

Von einer Weide schnitten sich die Digidags einen gegabelten Zweig. Pjotr und der Wirt sahen ihnen verständnislos zu. „Was soll das? Wollt ihr uns etwa zum Narren halten?“ — „Ihr werdet unseren Plan bald begreifen, wenn wir euch sagen, daß dies eine Wünschelrute werden soll.“



Die Digidags ließen sich den Weg zum Gutshaus zeigen und stiefelten los. Sie hatten keine Gewissensbisse, den Grafen ein wenig zu schröpfen. Denn alles, was er an Reichtümern zusammengescharrt hatte, gehörte eigentlich den armen leibeigenen

Bauern, denen er Rubel um Rubel durch Fron und Steuern abgezwaht hatte. Wenn die List gelingen sollte, kam das Geld wenigstens wieder einem aus dem Volke zugute. Die Digidags sahen auch, daß das Gut ziemlich verlottert war.



Auch der Graf sah zerzaust und schmutzig aus. „Was ist euer Begeh?“ fragte er mit eigentümlich knarrender Stimme. „Gütigster Herr Graf, wir sind mit unserer Wünschelrute einer geheimnisvollen Quelle auf der Spur und vermuten, daß sie unter Eurem Hause verborgen ist.“



„Was ist das für eine Quelle? Hilft sie auch gegen die Gicht und das Zipperlein?“ — „Nicht nur das, edelster Graf. Wir vermuten sogar, daß sie auch verjüngend wirkt, wenn man sie dauernd trinken würde.“



„Herein mit euch, ihr Glücksbringer! Ihr müßt weiterforschen und herausbekommen, wo die Quelle zu finden ist.“ Das hatten die Digidags nur gewollt.



Dag tat so, als folge er den magischen Winken seiner Wünschelrute und schritt von Zimmer zu Zimmer. Plötzlich blieb er stehen, als ob er festgebannet sei. Auch Dig markierte furchtbares Zucken. „Gefunden?“ rief der Graf.



„Dann müßt ihr hier auf der Stelle zu bohren anfangen!“ Bis jetzt hatte alles wunderbar geklappt. „Gebt uns zuvor vierhundert Rubel, Herr Graf. Erstens für die Entdeckung und zweitens für den Kauf von Bohrergeräten.“



„O nein, erst wird gebohrt und dann bekommt ihr das Geld!“ — „Aber wir sind doch gar nicht vorbereitet — woher sollen wir den Bohrer . . .“, stammelte Dig. Der Graf unterbrach ihn. „Dafür wird gesorgt.“ Er winkte dem Diener. „Lauf sofort ins Dorf zum Brunnenbauer, Iwan.“



Während der Graf dem Diener auftrug, die Bohrergeräte zu beschaffen, flüsterten die Digidags: „Jetzt sitzen wir in der Tinte. Unser Plan ist schiefgegangen.“



Das Arbeitsgerät des Brunnenbauers wurde hereingeschleppt. Die Digidags entschlossen sich zu einem kläglichen Rückzug. „Wir haben jetzt eigentlich gar keine Zeit. Wir kommen gern ein andermal wieder, und die vierhundert Rubel braucht Ihr uns auch nicht gleich zu geben.“ Der Graf wurde zornig und griff zu seiner Hetzpeitsche.



Wohl oder übel mußten sie damit beginnen, ein Loch in den Fußboden des gräflichen Salons zu bohren. Der Graf paßte mit der Peitsche in der Hand auf, daß sie auch alles richtig machten.



Auf einmal gab es einen Ruck, und der Bohrer verschwand in einer unergründlichen Tiefe. Die Digidags starrten betroffen in die Öffnung, in der es verdächtig brodelte.



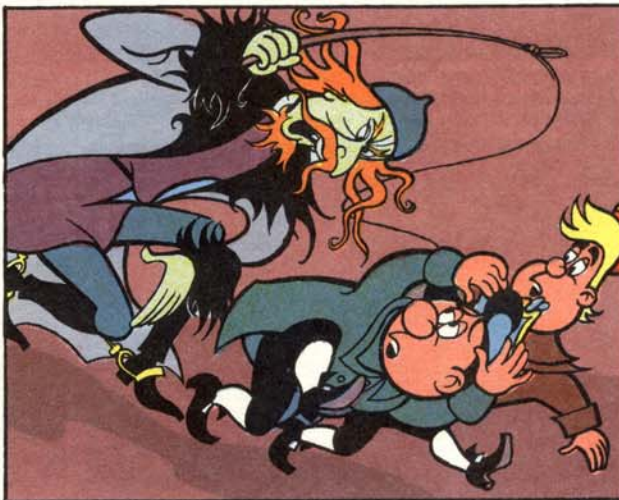
Und dann geschah etwas Unerwartetes. Schäumend schoß mit mächtigem Strahl eine aromatische Flüssigkeit aus dem Bohrloch an die Zimmerdecke. Die Digidags fuhren erschrocken zurück, und der Graf stieß einen Jubelruf aus.



Während der Graf ein paar Spritzer von dem Wunderquell auffing, um davon zu kosten, führten die Digidags einen Freudentanz auf.



„Na, wie schmeckt denn der Labetrunk? Ist er nicht vierhundert Rubelchen wert?“ Der Graf zog ein merkwürdiges Gesicht. Dann warf er das Glas an die Wand.



„Ihr schändlichen Betrüger! Ihr Scharlatane! Ihr habt mir meinen Sektkeller angebohrt! Ihr Gauner! Ihr macht mir für tausend Rubel Schaden und verlangt noch extra Geld dafür! Lauft, sage ich euch . . .“



Der Graf machte seine Jagdhunde los, halbe Wölfe, die hungrig ihre langen gelben Zähne fletschten. „Faß zu, Satan! Beiß, Zer-

berus!“ Die Digidags mußten rennen wie zwei Hasen bei einer Treibjagd. Zum Glück war das Gasthaus nicht weit.



Erstaunt blickten der Wirt und die Gäste auf die beiden, wie sie atemlos zur Tür hereingestürzt kamen. Von draußen hörte man das Bellen und Heulen der rasenden Hundemeute. „Was ist das? Das hört sich ja an wie die Wilde Jagd!“

Die Digidags warfen die Tür hinter sich zu und stemmten sich mit letzter Kraft dagegen. Sie waren völlig ausgepumpt und schwitzten.



Als sie sich halbwegs beruhigt hatten, erzählten sie ganz kurz, was sie erlebt hatten. Einer der Gäste wollte sich ausschütten vor Lachen. „Nein, was seid ihr doch für Anfänger!“

„Wenn ihr jemanden hereinlegen wollt, müßt ihr das schon etwas schlauer anfangen. Ihr könnt viel von mir lernen, denn ich bin Hexenbanner und lebe von der Dummheit der Menschen.“



„Ist irgendwo im Dorf eine Kuh krank?“ erkundigte er sich beim Wirt.
 „Ja, Amalia Petrowa jammerte, daß ihre Rotbunte nicht fressen mag.“ —
 „So eine Gemeinheit, er will eine arme Frau betrügen“, flüsterte Dag.



„Kommt mit, ich werde euch nun einmal zeigen, wie eine echte Hexenbeschwörung aussieht.“ Die Digidags dachten: „Dir werden wir die Suppe schön versalzen.“



Die Bäuerin Amalia Petrowa hatte gerade große Wäsche. „Das ist günstig“, freute sich der Gauner, „dann ist sie abgelenkt und

kann mir nicht so auf die Finger sehen. Wenn die Leute nichts zu tun haben, stehen sie herum und fragen zuviel.“



Amalia Petrowa war davon überzeugt, daß das Tier verhext war. „Sieben Haare bei Mitternacht sind bei Tage niemals acht“, rief der Gauner beschwörend aus, als er die Kuh sah.



Unter ähnlich blödsinnigen Zauberformeln streute er rings um die Kuh ein weißes Pulver und sagte, das sei ein besonderes Bannmittel. Dig kostete davon. „Reines Roggenmehl“, stellte er fest.



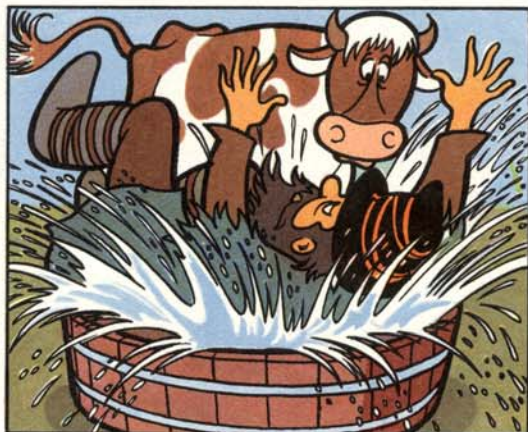
Dann begann der Hexenbanner auf einem Bein rückwärts um die Kuh herumzuhüpfen, wobei er ausrief: „Besenstiel und Bubenstück, Hexenzauber, geh zurück! Dreimal brennt der Zauberkreis! Dreimal wird die Hölle heiß! Hölle brennt, Hexe rennt!“



„Der will anderen die Hölle heiß machen! Dann werden wir ihn ein wenig abkühlen“, beschlossen die Digidags. Die Kinder der Bäuerin waren rasch in den Plan eingeweiht und halfen die Wanne mit dem Spülwasser zum Zauberkreis schleppen.



Ahnungslos hüpfte der Hexenbanner weiter. „Tausend Feuersalamander platzen glühend auseinander! Siebentausend fette Unken sprühen blitzblaue Funken!“ Beim nächsten Hupfer passierte es.



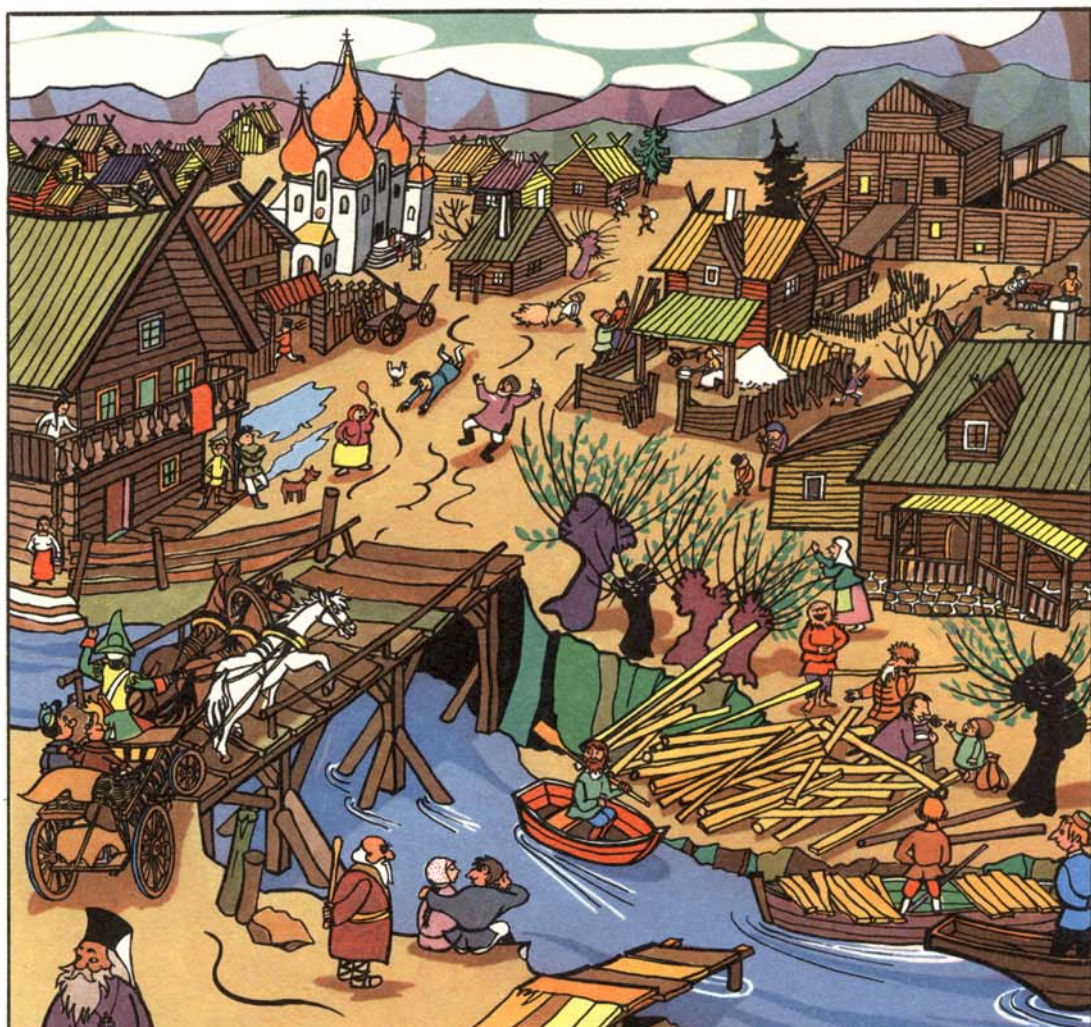
Der Gauner zappelte in der Wanne wie ein Goldfisch in einem zu engen Glase. Sein Gekreische rief die Bäuerin herbei, die sich inzwischen wieder um ihre Wäsche gekümmert hatte.



„Dir werde ich den Teufel mit dem Waschholz austreiben, du närrischer Hüpfel!“ Der unselige Hexenbanner verkroch sich unter der Wanne, auf die die Bäuerin einen wahren Trommelwirbel schlug.



Die Digidags rannten zu Pjotr zurück. „Wir müssen weiter“, sagte der, „ob wir das Geld nun haben oder nicht. Man muß uns glauben, daß wir beraubt worden sind.“



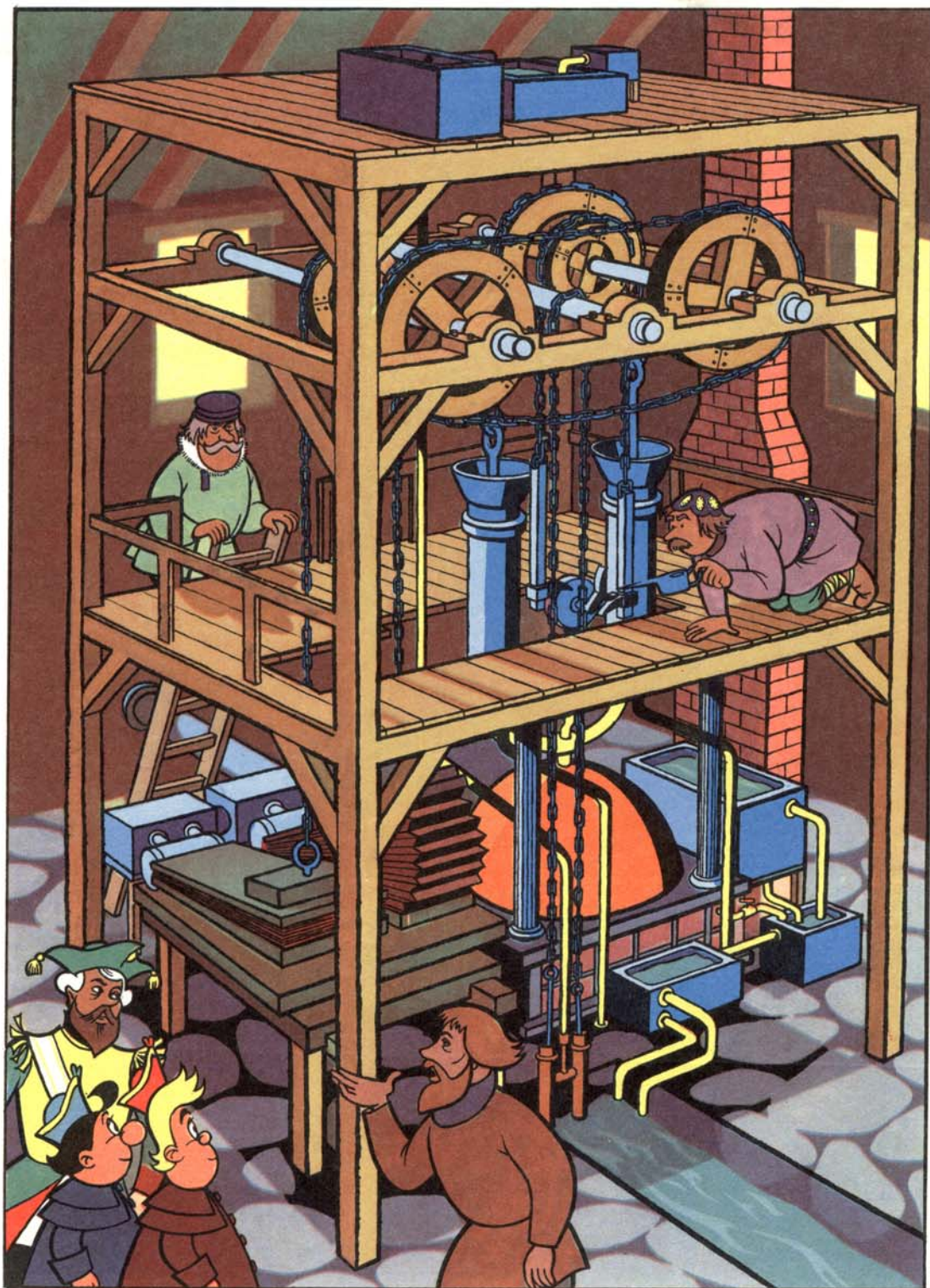
Ohne weitere unliebsame Begegnungen gehabt zu haben, gelangten sie endlich ans Ziel ihrer Reise, nach Barnaul. Vor der Stadt stand ein auffälliges Gebäude, das alle Häuser ringsumher

beträchtlich überragte. Von dort erscholl auch ein lautes Zischen und Poltern, so daß die Digidags sofort vermuteten: „Das ist bestimmt das Maschinenhaus von Polsunows Dampfmaschine!“



Sie konnten sich bald davon überzeugen, daß ihre Vermutung stimmte. „Wo ist Polsunow?“ fragte Pjotr einen Arbeiter, der die Maschine bediente. „Wir sind Kuriere der Zarin und sollen ihm etwas überbringen.“ Der Maschinist blickte schweigend vor sich

nieder. „Polsunow ist nicht zu sprechen“, erwiderte er seltsam tonlos. „Aber wenn ihr euch die Maschine ansehen wollt, so will ich sie euch gerne zeigen.“ Die Digidags waren von dieser Einladung hell begeistert.

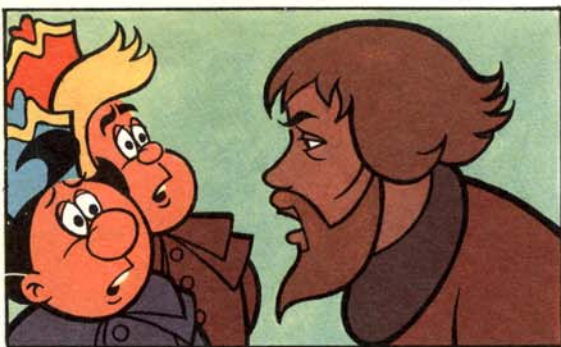


Die Digidags erkannten bald, daß diese Maschine, deren Ausmaße sie gebührend bestaunt hatten, Newcomens Dampfmaschine nicht nur ebenbürtig, sondern in mancher Hinsicht sogar überlegen war. Denn bei dieser Maschine gab es keinen Leergang, der

sonst immer eintrat, wenn der Dampf den Zylinder füllte und den Kolben hob. Hier hoben und senkten sich in zwei Zylindern abwechselnd Kolben, welche gemeinsam eine Welle drehten, die auf diese Weise nicht mehr zum Stillstand kam.



„Aber was ist mit Polsunow? Warum sagtet Ihr vorhin mit so eigenartiger Betonung, daß er nicht zu sprechen sei?“ — „Ach, es fällt mir furchtbar schwer, es euch zu sagen . . .“



„Ist ihm etwas zugestoßen?“ — „Polsunow ist vor einer Woche gestorben. Er hat auf seinem Krankenbett immer wieder nach dem Kurier aus Petersburg gefragt, den er so sehnlich erwartete.“

Wem wird nun all das überbracht, was man Polsunow zugedacht?



Der Maschinist riet Pjotr und den Digidags, zum Direktor der Silbergrube zu gehen und ihm das Schreiben der Kaiserin auszuhändigen. Der Direktor empfing sie auch gleich und studierte

die Botschaft aus Petersburg eingehend. Plötzlich stutzte er und rief: „Wo sind die vierhundert Goldrubel?“ Pjotr drehte wegen seiner Mütze in den Händen und stammelte wirres Zeug.



„Also heraus mit der Sprache, wo ist das Geld? Ich verlange, daß du es mir hier auf den Tisch zählst! Oder willst du vielleicht behaupten, daß du es gar nicht mehr hast?“ — „So ist es“, keuchte Pjotr mit Angstschweiß auf der Stirne.

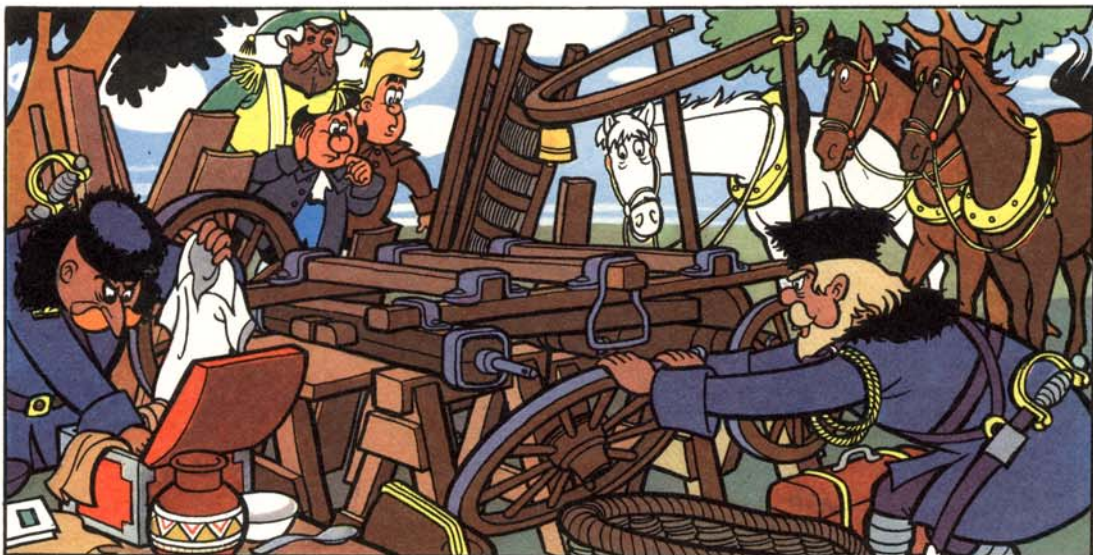


„Wir sind unterwegs von Räubern bestohlen worden. Hier ist der Beweis. Seht selber, die Tasche ist gewaltsam aufgerissen worden.“ — „Du hältst mich wohl für sehr dumm, was? Das hast du doch selber gemacht! Aber warte, Kerl, ich rufe die Polizei!“



Die Digidags und Pjotr wurden von der Polizei einer strengen Leibesvisitation unterzogen, was bei Dig einige Schwierigkeiten

machte, da er entsetzlich kitzlig war. Aber bei aller Gründlichkeit konnte man bei ihnen keinen Goldrubel finden.



„Dann habt ihr das Geld im Wagen versteckt!“ rief der Direktor. Alles Gepäck wurde rücksichtslos durchwühlt und der Wagen in seine sämtlichen Einzelteile zerlegt. Aber auch hier war nichts

zu entdecken. Der Polizeisergeant gab die Suche schließlich auf. „Wir müssen Pjotrs Aussagen Glauben schenken. Wir können ihm nicht beweisen, daß er das Geld gestohlen hat.“



Mit viel Mühe setzten die Digidags den Wagen wieder zusammen und rüsteten sich zur Abfahrt. „Dem Direktor hätten wir das Geld sowieso nicht gegeben, auch wenn wir es gehabt hätten. Es gehört Pilsunows Witwe.“



„Bei dieser Gelegenheit werde ich die Räder gleich schmieren, sagte Dig und langte sich den Eimer mit der Wagenschmiere unter dem Wagen hervor.“



„Vor Gebrauch gut umrühren!“ Dig stocherte mit einem Stück Holz in der Schmiere herum. „Nanu, was ist denn das?“ Er war auf eine steinharte Schicht gestoßen.



„Wie kommen denn Steine hier herein?“ Dig stocherte weiter und förderte einen der vermeintlichen Steine zutage. „Aber das ist doch kein Stein! Das sieht doch aus wie ein Goldrubel!“ Na, so etwas!



Bei weiterem Wühlen holte er einen Rubel nach dem anderen aus dem Schmieremimer. Dag kombinierte: „Die Geldstücke sind durch ein Astloch im Wagenboden in den darunter hängenden Eimer gekollert.“



„Aber wer hat die Tasche zerrissen?“ — „Ein wildes Tier, vielleicht ein Bär, wie die Kratzspuren vermuten lassen.“ Die Rubel wurden schön poliert. Es fehlte kein einziger.

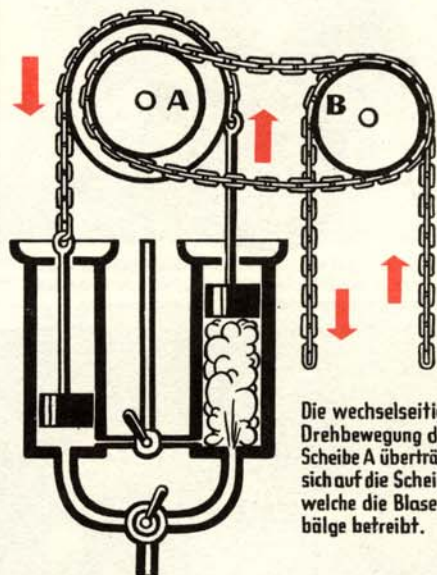


Leichten Herzens konnten die Digidags das Geld bei Polsunows Witwe abliefern. Sie freuten sich, daß es auf diese Weise nicht in die Hände des Direktors gelangt war, der bestimmt einen Teil, wenn nicht alles, für sich behalten hätte. Sie blieben einige Tage

zu Gast bei der freundlichen Frau, von der sie noch eine Menge aus dem Leben des Schichtmeisters Polsunow erfuhren. Bei ihrer Abreise versprochen sie, wohin sie auch kommen sollten, von seiner Dampfmaschine zu berichten.

Mosaik · Bilderzeitschrift · Herausgegeben von der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ über Verlag Junge Welt, Berlin W 8. Verantwortlicher Redakteur: Hans Ehrhardt · Gestaltet im Mosaik-Kollektiv · Lizenz-Nr. 5447 · Druck C. G. Röder, Leipzig III/18/2

POLSUNOWS DAMPFMASCHINE



Die wechselseitige Drehbewegung der Scheibe A überträgt sich auf die Scheibe B, welche die Blasebälge betreibt.

Nicht zum Heben von Wasser, sondern zum Betrieb von Blasebälgen an den Schmelzöfen einer Silberhütte war die Dampfmaschine des russischen Mechanikers Iwanowitsch Polsunow gedacht. Zu diesem Zweck ersann er die eigenartige Kraftübertragung auf eine Welle, die schon das vorwegnimmt, wofür Watt und Murdock erst einige Jahrzehnte später die Lösung fanden: die Übertragung der Auf- und Abbewegung des Kolbens auf eine drehende Bewegung. Leider kümmerte sich der Besitzer der Silberhütte nach Polsunows frühem Tod nicht mehr um die Maschine, als sie wegen eines Lecks im Dampfkessel stillgelegt werden mußte. Anstatt sie zu reparieren, ließ er sie verkommen und schließlich ganz abbrechen. Die reichen Hüttenwerksbesitzer hatten kein Interesse an einer so teuren Maschine, weil die leibeigenen Arbeiter billiger waren und die Lagerstätten der Bodenschätze nicht so tief lagen wie im alten Europa. Damit haben die herrschenden Klassen im damaligen Rußland in ihrem Land eine moderne industrielle Entwicklung verhindert.

Was die Digidags auf dem nächsten Planeten erleben, geht auf keine Kuhhaut — man müßte eigentlich sagen, in keine Riesensäugetierhaut. Denn diesmal stecken die beiden in einer Haut, in der wir lieber nicht stecken möchten, und das im nächsten MOSAIK

MOSAIK